

[13]

Willenlos.

Roman von F. Halbsin.

Als er auf sein Zimmer kam, nachdem er noch eine halbe Stunde mit dem Bruder in dessen Zimmer bei einer Cigarre zusammengesseßen, sah er Heinrich sofort an, daß dieser wieder etwas von Fräulein Agathe zu erzählen wußte.

So war es auch. Muck hatte herausgebracht, daß eine Riste mit Silberzeug von Reiners heimlich wieder ins Schloß geschafft war, und daß er und Agathe die einzelnen Gegenstände dann in den Schrank packten, dessen Schlüssel Agathe führte. Diese Sachen hatten sie beiseite schaffen wollen, nach Muck's Versicherung, waren aber jetzt in Angst gerathen, daß man das Fehlende vermissen könne.

Der Oberst hörte kaum darauf, er rüßte sich plötzlich unwohl, entließ Heinrich aber doch.

Eine Stunde später ging er selbst seinen Diener zu wecken, er rüßte sich unbehaglich übel. Ein seltsames Mißbehagen trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn; bald stellte sich solchen Erbrechen bei ihm ein und wiederholte sich in einem solchen Grade mehrere male, daß er einen der Knechte zum nächsten Arzt reiten ließ.

„Ich fürchte, Gift bekommen zu haben!“ hatte er auf seine Karte geschrieben.

Es war ein abscheulicher Zustand. Niemals war er krank gewesen, und der Gedanke an Gift machte ihn noch elender. Dies war also genau der Zustand, den ihm sein Bruder geschildert.

Und ihm fiel alles ein, was dieser heute geführt, er erümmerte sich an die Tasse Thee, die er aus Beatrice's Händen empfangen!

Großer Gott! So hatte also sein Bruder recht? Als endlich der Arzt kam, fand er Agnes, welche Heinrich in seiner Angst gemerkt hatte, am Bett des Kranken. — Eine Woge, welche zuerst aufstanden war, um Feuer zu machen, hatte Thee getrocknet.

Der arme Herr, der arme Herr!“ stöhnte der treue Burche und sah Agnes an, als könne er viel sagen, schweige aber aus Discretion.

Der Medizinalrath hörte nach seinem Eintreffen dem Bericht ernsthaft zu und fragte und beobachtete aufmerksam. Dann sagte er beruhigend: „Sie fühlen sich sehr schlecht, aber verzagt sind Sie nicht, Herr Oberst. Ich möchte glauben, daß es sich nur um eine ungewöhnlich starke Dosis irgend eines Vomitivs, vielleicht Brechweinstein, handelt. Ich finde kein einziges Symptom von Vergiftung.“

Der Oberst athmete erleichtert auf, aber seltsam, das Gift verzief ich der Unglücklichen, das Brechmittel erregte in ihm eine wahre Wuth gegen sie.

„Was er genossen“, fragte der Medizinalrath. Den Thee, den Beatrice ihm gereicht? Nein, der konnte diese Dosis nicht enthalten haben, die Wirkung hätte sich eher gezeigt.

Das Glas Wasser auf seines Bruders Tisch! Derselbe trant immer vor dem Zubettgehen ein Glas voll, und diesmal hatte der Oberst es gerumt und Muck dann frisches holen müssen.

„Das wird es sein! Schmecken Sie nichts?“ „Es schmeckte ja, ich war aber sehr durstig und gab nicht acht.“

Und nun erzählte er, wie sein Bruder schon mehrfach diese heftigen Anfälle gehabt. Dann sprachen beide Männer von den Zuständen im Schlosse.

Der Medizinalrath brach auf, nachdem er Erleichterungen besorgt. „Sie müssen ruck nach dieser schlimmen Nacht; ich werde sorgen, daß man Sie nicht fürzt. Nachmittags komme ich, nach Ihnen zu sehen.“ Damit ging er, aber sein Gesicht war nachdenklich und er sah aus wie ein Mensch, der an einem Räthsel vergebens sich abmüht.

Erst spät am Abend wurde der Oberst wieder sichtbar. Er hatte vortrefflich geschlafen, befand sich, wenn auch etwas matt und angegriffen, doch ausgezeichnet und dachte mit Entzügen an das Gend der vergangenen Nacht, dessen Erinnerung ihn noch jetzt schüttelte. Ein einziger Blick in das Gesicht seiner Entlein sagte ihm, daß sein Schweigen nichts gemüht, daß sie sich selbst die Erklärung des Vorfalles gesucht und daß sie dieselbe eben da gefunden, wo auch er sie fand. Niemals hatte Agnes sich mehr aus ihrer Bahn geworfen gefüßt, wie an diesem Morgen unter diesen trostlosen, beunruhigenden Gedanken. Wie sicher war sie noch gestern gewesen, daß Beatrice völlig gesund sei und wie schlau, wie unbeschreiblich geschickt wußte dieselbe zu täuschen. — Man mußte Mitleid, unaussprechliches Mitleid mit ihr haben — gewiß — sie war ja nicht zurechnungsfähig, das sagte sich Agnes immer wieder und doch verabscheute sie plötzlich die listige Heuchlerin in eben dem Maße, wie sie dieselbe schnell und von Herzen geliebt hatte. Dem Oberst ging es eben so, nichts aber kam der Enttäuschung des unglücklichen Vaters gleich. Er hatte das Geschehene beim Erwachen schon von Muck erfahren. „Und so zu heucheln!“ jammerte und schalt er. „So hochhaft zu sein! Sie meint natürlich, sie habe uns Gift gemüht, oder vielmehr mir, denn du, Bruder, transtest zufällig, was sie mir bestimmt hatte. Sie soll drüben bleiben, mir nicht wieder vor die Augen kommen.“ Sie sagte es ja. Ach, ich fenne sie ja genugsam!“

Zum ersten male hatten der Oberst und Agnes einen guten Eindruck von Agathe.

„Ich habe die Herrschaften gewarnt“, sagte diese bescheiden, „mehr zu thun stand mir nicht zu. Nach der heutigen Erfahrung werden Sie Ihre Ansichten ändern, und ich darf hoffen, daß es mir noch gelingt. Ihre Zufriedenheit zu gewinnen. Am mir soll es nicht liegen, wenn es nicht geschieht.“

Der Baron war wie umgetaust. Hatte er in dieser Zeit, dem Einflusse seines Bruders nachgebend, Agathe weniger beachtet, so legte er sie jetzt völlig und mit Orientiation in alle ihre früheren Rechte wieder ein und wie am ersten Tage ging es unaußsprechlich: „Ach, die Agathe ist so gut! Meine treue Agathe!“

„War die Gefeierte jetzt klüger und vorichtiger geworden? Sie hielt sich auf das bescheidenste zurück, schien sehr viel zu thun zu haben und sagte im Laufe des Morgens zu Agnes: „Seit Jahr und Tag verächtlich mich die Gräfin, gnädiges Fräulein, als sei ich uehrlich. Ich wünsche, Sie erlauben mir, Ihnen die Silber- und Feinenschränke aufzuschließen, Sie würden alles in gutem Stande finden.“

Agnes war davon jetzt vollkommen überzeugt. Die furchtbare Enttäuschung, welche ihr durch Beatrice bereitet war, warf alle ihre bisherigen Meinungen über den Haufen. — Sie traute sich selbst nicht mehr und litt schmerzlich unter dieser Erfahrung.

In den letzten Tagen war sie immer schon Vormittag zu Beatrice geschlüßt, hatte mit ihr auf dem Altan gesessen und sich des Sonnenlichts freuet, welches durch dies Blättermeer nur verflöhen zu ihnen drang. Heute ging sie nicht hin. Auch am Nachmittage nicht. Sie wußte wohl, daß sie sich nicht verstellen konnte, und der Großvater wollte nicht, daß man Beatrice Verwürfe mache. Eine heftige Scene sollte keineswegs provoziert werden.

Als sie dann im Garten saßen, kam diese selbst. „Du machst dich rar, liebes Herr, ich merke wohl, Ihr wollt mich nicht verdoehen, doch Ihr thает es schon zu sehr, ich kam Euch nun nicht mehr entbehren!“ Damit trat Beatrice, befangen wie sie immer noch war, aber gänzlich harmlos scheinend, zu ihnen. Sie sah trüher aus, trug eines der gestern ange-

* Zur Nachahmung! In der hamburger Bürgerstaf wurde mit großer Mehrheit ein Antrag angenommen, die Polizeibehörde zu beauftragen, die Aufstellung von Verkaufs-Automaten mit Cigaretten, Bonbons u. auf den öffentlichen Straßen zu unterlagen. Es sei notorisch, daß durch diese Automaten die Nachsucht der Kinder nicht nur außerordentlich gefördert werde, sondern daß die Kinder auch noch zu Diebstählen und Betrügereien im elterlichen Hause verführt würden. Wollte man die Automaten beseitigen, so stelle man sie in den Gärtnereien, innerhalb der Hofe auf, oder nicht vor den Thüren und an den Straßen- ecken.

Genen die Schleppe hat die Gemeinde Meran ein wirksames Mittel entdeckt. Die haushaushaltlichen Kleider wurden eine wahre Plage für Kranke und Gesunde; da wurde einfach die Bromnade-Ordnung angehängt mit besonderer Betonung des § 3, welcher lautet: „Die F. T. Damen werden höchstlich erucht, sich auf den Bromnaden fußreier Kleider zu bedienen, um das Aufstreben des Staubes zu verhindern.“ Das Verbot ist in höchster Form gegeben, denn ein Verbot bleibt die Verfügung unter allen Umständen. Damen, welche sich dieser Bitte nicht fügen, werden von den Aufsichtsborgern ohne Unterchied und ohne Rücksicht auf die Verfügung aufmerksam gemacht und die Bestrafung erwidert, wie die Wiener Presse schreibt, hierüber eine solche Ausdauer, daß die Schleppe endlich auf den Bromnaden ganz verschwinden und Kranke sowie Gesunde staubfreie Luft einathmen können.

Der neue türkische Großvezier Diebad Pascha besitzt einen Harem. Er lebt mit einer Gattin, die schon seit Jahren unmissverständlich auch ohne Nebenbuhlerin in seinem Palaste berich. Schon zur Zeit, als Diebad noch Mueftir von Retra war, wurde es ihm von den orthodoxen Kreisen der Türkei übel an gerechnet, daß er seinen Harem besaß, da es bei den hohen Würdenträgern der Türkei gebräuchlich ist, mit der Zahl ihrer rechtlichen Gattinnen nicht weit hinter dem Großherra selbst zurückzubleiben. Die Auszuehrtheit über die ehelichen Verhältnisse Diebad Paschas wird sich nun, nachdem er den höchsten Rang im türkischen Reiche erlangt hat, voraussichtlich noch steigern. Allein der neue Großvezier scheint sich nicht so leicht beirren lassen zu lassen, und so ist mit einiger Wahrscheinlichkeit voranzuzusehen, daß die weiten Räume des Harems, der sich noch von Baters Zeiten her im Palast Diebad's befindet, auch fernerhin unbenutzt bleiben werden. Mit seiner einzigen Frau lebt Diebad Pascha äußerst glücklich; sie gehört einer der vornehmsten Familien Konstantinopels an und soll eine außerordentliche Bildung besitzen. Ihr Erzieher war Diebad Pascha selbst.

Militär-Druckverlag in Russland. Ueber die in Russland von jungen Leuten vielfach geübte Praxis, sich durch Selbstverwundung dem Militärdienst zu entziehen, berichtet der Spezialcorrespondent des Bureau Neuter aus Odesa die nachstehenden bemerkenswerthen Einzelheiten: „Die heiligen Votalsgerichte haben sich dieser Tage mit einem außerordentlichen Fall zu beschäftigen gehabt. Eine Anzahl Personen war unter der Anklage verhaftet worden, sich des Verlorenes schuldig gemacht zu haben, junge militärpflichtige Leute wie aktive Soldaten durch Verwundung von dem Dienst in der Armee zu befreien. Die betreffende Operation führte nicht mehr und nicht minder als dieses Resultat herbei und hinderte die von ihr betroffenen Personen durchaus nicht, ihrer gewöhnlichen Beschäftigung im privaten Leben nachzugehen. Die angewandten Methoden waren sehr verschiedener Art. Bald wurde eine künstliche Augenentzündung hervorgerufen, bald eine Anzahl gewisser Zähne ausgezogen, deren Wangel vom Dienst entband, und bald auch, was zumeist vorkam, ein Knie- und Hüftleiden hervorgerufen, wozu man sich der Einprägungen von schwer analysirbaren ätzenden Stoffen bediente. Wie es scheint, sind diese ungeschicklichen Operationen in ausgedehntem Maßstabe in ganz Russland zur Anwendung gelangt, wobei es von Nutzen war, daß die betreffenden „Quacksalber“ Verbindungen über das ganze Reich besaßen. Der schändliche Handel hat aber auch hiesig hinreichend hatgefunden, wobei die an ihm beteiligten Personen ein hübsches Einkommen ins Trockene gebracht hatten. Es sind Tausende von Weibjungen nachgewiesen, in denen junge Männer sich durch diese Operationen von den Gefahren und Leiden des aktiven Militärdienstes befreien lassen.“

Eine Telefonbekanntschaf. „Et Herrcheles, Ihre Stimme muß ich schon mal wo gehört hann!“ „Dann Sie nicht die Nummer dreihundertundvierzig, Amt haben?“ „Ach, da meine Güte. Se sind doch nicht eine Nummer zweihundertundbeinhundertz, Amt dreie?“ „Freilich!“ „Gott Strambach! So lange kennen mer uns nich schon von Hebrnenjagen!“

Wissenschaftl. Kunu. Literatur. — Seit September 1890 sind innerhalb Jahresfrist 3629 verschiedene Doktor-Dissertationen, Habilitationsschriften, Programmabhandlungen u. s. w. bei der Centralstelle für Dissertationen und Programme von Gustav Jock in

Leipzig eingegangen und in dem von derselben herausgegebenen „Bibliographischen Monatsbericht über neu erschienenen Schul- und Universitätschriften“ bezeichnet worden. Die Mehrzahl dieser Schriften ist nicht in den Handel gekommen. Auf die einzelnen Fachwissenschaften vertheilen sich diese 3629 Schriften folgendermaßen: Klassische Philologie und Alterthumswissenschaften 396; Neuere Sprachen und Germanistik 280; Orientalia 45; Theologie 45; Philologie 52; Pädagogik 218; Geschichte nebst Hilfswissenschaften und Geographie 219; Rechts- und Staatswissenschaften 274; Medizin 235; Beschreibende Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie u.) 201; Exacte Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie u.) 225; Chemie 364; Bildende Künste 17; Musik 7; Landwirtschaft 27; Verschiedenes (Bibliographien, Reden u.) 34.

Unter dem Titel „La formation de la Prusse contemporaine“ hat wie man uns aus Paris schreibt, der bekannte französische Historiker Godefroy Cavaignac bei Gachette ein Werk veröffentlicht, worin mit großem Aufwand von Quellen bewiesen werden soll, daß Preußen seine rapide präparative Entwicklung „unzweifelhaft der großen französischen Revolution verdankt.“ So verheißt die Dosis an sich auch sein mag, so muß doch zugegeben werden, daß der Verfasser mit anerkennenswerther Vorurtheilfreiheit die Ereignisse seit 1789 bis heute beleuchtet. Seitens der deutschen Geschichtschreibung dürfte das Buch sicherlich nicht unwillkommen sein.

In den Tagen vom 26. bis 28. Sept. findet in Berlin der IV. Stenographentag Stolscher Schule, und in Verbindung mit diesem die Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens der Stolschen Schule statt. Vor 50 Jahren, im Jahre 1841, übergab der Gründer des Systems, Heinrich August Wilhelm Stolz (geb. am 20. Mai 1798 zu Berlin; gest. am 8. Januar 1867 ebendortselbst) sein erstes Lehrbuch, das Ergebnis eines langjährigen eingehenden Studiums, entseiger Forschungen und langwieriger mühevoller Veruche der Öffentlichkeit. Der Abiob des Werkes, dessen Herausgabe Stolz erst durch einen vom preussischen Kultusministerium bewilligten Kostenvorschuß ermöglicht wurde, war ein pächtlicher, so daß Stolz die Hoffnung auf ein weiteres Durchdringen aufgegeben hatte, und selbst von der äußerlichen Verweigerung erhalt wurde. In dieser Zeit waren es keine beiden Schüler Jannet (gest. am 19. Dez. 1880 als Gehelmer Reichsanwalt) und Krecher (Kaufmann) welche den neuen Muth entschloßen und deren Bemühungen es gelang, am 21. Juni 1847 in Berlin einen Verein ins Leben zu rufen, welcher sich die Pflege und Verbreitung der Stolschen Kurzschrift zur Aufgabe machte; es war dies der erste Stenographen-Verein auf dem Kontinent. Stetig und rüthig nahm nun die Ausbreitung der Stolschen Stenographie ihren Fortgang. Bald folgte diese Kunst in anderen größeren Städten seinen Fuß, so daß bereits am 10. Sept. 1845 in Magdeburg ein zweiter Stolscher Stenographen-Verein gegründet werden konnte, dem bald andere Vereinigungen folgten in den Städten Hannover, Leipzig, Dresden, Hildesberg, Wien u. s. w. In Halle wurde am 10. November 1858 der Stenographen-Verein nach Stolz gegründet.

Christian Hofmann von Hofmannswaldau. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des neehelbnten Jahrhunderts von V. Josef Ertlinger. Halle, Niemeyer, 1891. Das 17. Jahrhundert gehört zu den weniger interessanten Perioden der deutschen Literatur. Dichter ersten Ranges hat es nicht hervorgebracht. Für die Entwicklung unserer Literatur aber ist das Studium auch solcher Perioden nicht minder wichtig als das unserer klassischen Dichtung. Ueber die „galante Xyris“ des 17. Jahrhunderts liegt bereits von Max Freiber u. Walberg eine zusammenhängende Arbeit vor (Galante Xyris, Heft LVI der Stralsburger Quellen und Forschungen, 1885). Veri. vorliegender Studie greift den hervorragenden Dichter dieser Richtung, den Führer der sog. zweiten schlesischen Schule, heraus und giebt so durch seine Monographie eine dankenswerthe Ergänzung zu dem dort gegebenen allgemeinen Bilde. Nach einem kurzen Lebensabris des Dichters berichtet er dessen Dichtungen, die er in Uebersetzungen, geistliche und erste Gedichte, weltlich-erotische Xyris, Epigramme und Soldatenlieder entfaltete. Es folgt ein Kapitel, welches Hofmannswaldau's Stil, seine übertriebenen Metaphern und Hyperbeln, kurz, seinen Schwulst im Zusammenhang darstellt. In einem weiteren Abschnitt wird der Einfluß einheimischer und fremder Vorbilder, namentlich der Einfluß des italienischen Dichters Marino besprochen, welcher für die dichterische Entwicklung Hofmannswaldau's und der zweiten schlesischen Schule überhaupt von weittragender Bedeutung geworden ist. An Stelle der kurzen „Widmung“ im letzten Abschnitt wäre vielleicht ein zusammenfassendes Bild von Hofmannswaldau's dichterischer Persönlichkeit willkommen gewesen. Die beigelegten Anmerkungen enthalten in der Haupttheile bibliographische Notizen und geben dem, der sich für diese Periode unserer Literatur interessiert, die Hilfsmittel zu weiterem Studium an die Hand.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



